

**Juden und Christen beten zum  
gemeinsamen Gott  
Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft**

*Hanspeter Heinz und Walter Homolka*

Um die jüdische Liturgie kennen zu lernen, in der auch die christliche Liturgie verwurzelt ist, veranstalten manche christliche Religionslehrer mit ihren Klassen Pessachfeiern. Aufgeschlossene Pfarrer laden in der Vorbereitung auf Ostern ihre Gemeinde ebenfalls zu einer Pessach- bzw. Sederfeier ein, um einen erlebnismäßigen Zugang zum letzten Abendmahl Jesu zu erschließen. Juden und ihre christlichen Freunde empören sich: Das ist so, als würde eine muslimische Schulklasse Taufe oder Abendmahl „spielen“! Seit dem Augsburger Pfingsttreffen 1971 gehört die „christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier“ ins Programm aller Katholikentage, sie findet begeisterten Zuspruch. In der Projektgruppe, die den jüdisch-christlichen Programmteil des Ökumenischen Kirchentages 2003 in Berlin plante und gestaltete, war der einzige heftige Kontroverspunkt diese Feier; der Evangelische Kirchentag hat seit Jahren diese Tradition aufgegeben. Die Errichtung eines Karmels auf dem Gelände des Konzentrationslagers Auschwitz hat vor zehn Jahren zu vehementen jüdischen Protesten und sogar zum mehrjährigen Abbruch der offiziellen Beziehungen zu Rom geführt. Christen fragten sich irritiert: Wie kann es jüdische Gefühle verletzen, dass Nonnen für die ermordeten Juden und alle anderen Opfer des Naziterrors an dieser Stelle des Grauens beten? Aber dass der Papst 1986 und wiederum 2002 Vertreter aller Religionen nach Assisi zum Gebet für den Frieden einlud, wurde von allen Seiten als bewegendes Ereignis gewürdigt und stieß nur bei evangelikalischen und fundamentalistischen Kreisen auf Widerstand.

Kein anderer Bereich im innerchristlichen und interreligiösen Verhältnis ist so bedeutsam und so sensibel wie die Liturgie. In diesem Beitrag sollen unterschiedliche Formen des Betens und der gottesdienstlichen Feier auf ihre (oft unbewussten) subjektiven Motive, ihre objektivierbaren Argumente und auf die Konsequenzen für das christlich-jüdische Verhältnis hin erörtert werden. Unterschiedliche Formen der Teilhabe sind zu diskutieren:

- Aufnahme von Riten oder Symbolhandlungen der anderen Religion in die eigene Tradition (Segen, Sederfeiern, religiöses Brauchtum)
- Gegenseitiges Besuchen und Mitfeiern beim Anderen
- Umgang mit verschiedenen religiösen Überzeugungen in einem pluralistischen Umfeld (z.B. Assisi: Religionen beten für den Frieden)
- Christlich-Jüdische Gemeinschaftsfeiern.

**Christliche Pessach-Feiern – ein religiöser Diebstahl**

Nicht nur in Deutschland gestalten immer häufiger Pfarrer und Pfarrerinnen mit ihrer Gemeinde sowie Lehrerinnen und Lehrer im Religionsunterricht „Pessachfeiern“, um ihren Klassen erlebnis- und handlungsorientiert das jüdische Pessachfest nahe zu bringen. Dies ist bei aller guten Absicht äußerst problematisch. Der christliche Gottesdienst lässt sich

nicht mit dem jüdischen vermischen. Dies wäre eine falsche Ökumene, ein Philosemitismus, der das Herzstück des Judentums, seinen Gottesdienst, christlich vereinnahmt.

Dem könnte man entgegenhalten, man tue doch nichts anderes als Jesus selbst, der als Jude lebte und betete, und als die Jerusalemer Urgemeinde, die selbstverständlich weiter am Tempelgottesdienst teilnahm (vgl. Apg 2,46), und als Paulus und seine Begleiter, die in Antiochien an mehreren Sabbaten vom Synagogenvorsteher zur Wortverkündigung aufgefordert wurden (vgl. Apg 13,4-52). Die Neubesinnung der Kirche auf ihre jüdischen Wurzeln müsse auch der Tatsache Rechnung tragen, dass die christliche Liturgie wesentliche „Impulse aus dem Tempelkult, aus der bereits bestehenden synagogalen Liturgie (und) aus frühjüdischen Gebetspraktiken (erhalten habe) ... Ein ordnendes Leitmaß für die Christen bildete bis ins 2./3. Jh. hinein das Wissen um jüdische Gebetsformen: auch nach der Trennung von Kirche und Synagoge orientierte man sich in den christlichen Versammlungshäusern nach dem jüdischen Vorbild, vor allem bei der Gestaltung des Wortgottesdienstes“.<sup>1</sup>

Aber diese Argumentation ist anachronistisch, denn wir leben nicht mehr in der Anfangszeit einer Symbiose der Jesusgemeinde mit anderen jüdischen Gruppen. Im Laufe der ersten Jahrhunderte hat sich das Christentum als andere, selbständige Religion vom Judentum getrennt, und nach menschlichem Ermessen werden sie auf Dauer getrennte Religionsgemeinschaften bleiben, deren Gegensätze sich nicht miteinander vereinbaren lassen. Deshalb ist die Vermischung der Gottesdienste religiöser Raub – wenn man weiß, was man tut. Den meisten Juden gilt schon die Annäherung heutiger Judenchristen, die sich als „Hebrew Christians“ oder „Jews for Jesus“ bezeichnen, als Bedrohung. Diese kleinen Gemeinschaften in Israel, die ihre Liturgie in hebräischer Sprache feiern, etliche jüdische Bräuche in ihre Liturgie übernehmen, ihre Solidarität und Treue zum Volk und Staat Israel bekennen und sich für bessere (weil „erfüllte“) Juden halten, werden als Einladung zur Konversion, als versteckte Judenmissionare angesehen bzw. als heimliche Einladung zur Konversion mit Assoziationen zur Judenmission.

### **Liturgische Gastfreundschaft**

„Aus dem Bewusstsein heraus, dass der Gottesdienst das Herzstück des Judentums ist, in dem Erwählung, Gemeinschaftlichkeit und Auftrag zum Durchscheinen kommen, weigern sich Juden im allgemeinen, am christlichen Gottesdienst teilzunehmen. Dies hat eine lange Geschichte. Einer der Gründe, weshalb es zum paganen Antijudaismus der Spätantike kam, war die Weigerung der Juden, mit den Heiden Gebetsgemeinschaft zu pflegen. Die Juden galten daher als götterfeindlich (Tacit. Hist. 5,3-5). Christen sollten also Juden nicht zur Teilnahme am christlichen Gottesdienst drängen. Er gilt vielen Juden als ‚Fremdkult‘. Wohl aber können Christen sich zu jüdischen Gottesdiensten einladen lassen.“<sup>2</sup> Aber das war keinesfalls immer so, es ist eine ganz neue Entwicklung.

Die Vermischung liturgischer Feiern über Kirchen- und Religionsgrenzen hinweg ist ein

---

<sup>1</sup> C. THOMA, Art. Liturgie 2. Christlich: J. J. PETUCHOWSKI, C. THOMA, Lexikon der Jüdisch-Christlichen Begegnung, Freiburg i. Br. 1989, 227-229.

<sup>2</sup> THOMA, ebd. 230.

hölzernes Eisen. Sie ist Synkretismus, den keine christliche Kirche und kein Zweig des Judentums tolerieren können, weder die moderne Orthodoxie noch das Konservative oder Liberale Judentum, von den Ultraorthodoxen ganz zu schweigen. Daher verbieten sich beispielsweise „christliche Pessachfeiern“ oder eine „ökumenische Taufe“ durch zwei Pfarrer getrennter Kirchen. Teilnahme am Kult einer Religion, die sich nicht an den Einen Gott Abrahams wendet, der auch der Gott Jesu und der Kirche ist, wurde von der Kirche seit alters her ebenso strikt verworfen wie von den Juden. Auf das Vergehen des Götzendienstes, der Idolatrie, stehen strikte Strafen bis zum Ausschluss aus der Glaubensgemeinschaft.

Ein einzigartiger Konflikt war stets die Spaltung einer Religionsgemeinschaft, die die Aufkündigung der Gottesgemeinschaft einschloss. Als sich das Nordreich im Jahr 931 vom Südreich, dem Haus David trennte, besiegelte König Jerobeam die politisch-religiöse Trennung mit der Stiftung eines eigenen Kultortes, eigener Opfer, eines neuen Priestertums und mit der Einführung eines eigenen Festkalenders (vgl. 1 Kön 12,26-33). Ein anderes Beispiel ist die Spaltung der Abendländischen Kirche in der Reformationszeit mit ähnlichen Abgrenzungen und dem strikten Verbot jeglicher Gottesdienstgemeinschaft. So untersagte der Codex Iuris Canonici von 1917 im Kanon 1258: „Den Gläubigen ist es nicht erlaubt, in irgendeiner Weise aktiv an den liturgischen Feiern von Nichtkatholiken teilzunehmen. Geduldet werden kann eine passive bzw. rein äußerliche Präsenz aus bürgerlicher Verpflichtung oder ehrenhalber, die wegen eines schwerwiegenden Grundes im Zweifelsfall vom Bischof erlaubt werden kann, an der Beerdigung, Hochzeit oder einer ähnlichen Feier unter der Bedingung, dass keine Gefahr einer Verfälschung des Glaubens und eines Ärgernisses gegeben ist.“ Damit war Katholiken bis in die frühe Nachkonzilszeit hinein grundsätzlich untersagt, bei einer protestantischen liturgischen Feier mitzubeten und mitzusingen, erst recht im Kirchenchor als Organist mitzuwirken; selbst der innere Mitvollzug des Herzens galt als illegitim. Ebenso nahmen Protestanten selbstverständlich nicht an katholischen Gottesdiensten teil. Von Besichtigungen abgesehen betreten Katholiken keine evangelische Kirche und umgekehrt. Eine besonders delikate Amtshandlung war die kirchliche Trauung einer konfessionsverschiedenen Ehe, die mit vielerlei Restriktionen versehen war. Glaubensspaltungen ziehen ähnlich erbitterte Feindschaften und rigorose Trennungen nach sich wie ernste Familienkonflikte.

Diese Situation änderte sich erst mit der ökumenischen und christlich-jüdischen Versöhnung, für die das Zweite Vatikanische Konzil das herausragende Ereignis des Umschwungs war. Freundschaftliche Beziehungen und glaubwürdige Akte der Wertschätzung der jüdischen Gemeinschaften und des Judentums wie etwa 1986 der erste Besuch eines Papstes in der Großen Synagoge Roms öffneten Wege auch zur Teilnahme an gottesdienstlichen Feiern. Daran ist nach wie vor nur eine Minderheit von Juden und Christen interessiert, weil ihnen das gegenseitige Verhältnis ein echtes Anliegen ist. Die Erklärung einiger jüdischer Gelehrter aus den USA Dabru Emet<sup>3</sup> vom 11. September 2000 benennt in ihrem ersten Statement deutlich die Grundlage und die Grenzen jüdisch-christlicher Gebetsgemeinschaft: *„Juden und Christen beten denselben Gott an. Vor dem Aufstieg des Christentums waren es allein die Juden, die den Gott Israels anbeteten. Aber auch Christen beten den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Schöpfer von Himmel und Erde an. Wenngleich der christliche Glaube für Juden keine annehmbare Alternative*

---

<sup>3</sup> Vgl. H. HEINZ, Wie Juden das heutige Christentum sehen: Freiburger Rundbrief. Neue Folge 10 (2003) 2-15.

darstellt, freuen wir uns als jüdische Theologen darüber, dass Abermillionen von Menschen durch das Christentum in eine Beziehung zum Gott Israels getreten sind.“<sup>4</sup>

Soweit diese keineswegs unumstrittene These der gemeinsamen Verehrung des Einen Gottes Israels von Juden und Christen theologisch vertreten und praktisch erfahren wird, sind vielerlei Formen liturgischer Gastfreundschaft möglich und sinnvoll. So beispielsweise bei einem einwöchigen Seminar von jüdischen und christlichen Professoren, Studenten und Studentinnen aus Polen, den USA und Deutschland im Herbst 2001 in Auschwitz: Die jüdischen Teilnehmer luden die Christen am letzten Tag, einem Freitagabend, zu einer Sabbatfeier ein. Sie wurde zum überraschenden und bewegenden Höhepunkt des Seminars, und das am Ort des Grauens von Auschwitz! Bei einem anderen Seminar der Universität Augsburg nahm der jüdische Professor und Rabbiner Michael Signer, Notre Dame/Indiana, die Einladung zu einer Eucharistiefeier an und entsprach sogar der Bitte des katholischen Kollegen, den Gottesdienst mit dem Aaronssegen zu beschließen. „Da ich in eurem Gottesdienst dieselbe Dichte und Nähe wahrnehme wie bei einem jüdischen Gottesdienst, will ich mich dieser Bitte nicht verschließen“, erklärte er vor seinem Segen. Ein solcher Augenblick kann nicht zu einem festen Ritus werden, er setzt das Wunder der Begegnung im Glauben voraus. Dennoch bleibt er eine Verheißung, welche Gebetsgemeinschaft unter entsprechenden Voraussetzungen zwischen Christen und Juden in Zukunft denkbar ist.

### **Modell Assisi: Religionen beten für den Frieden**

„Im von den Vereinten Nationen ausgerufenen ‚Internationalen Jahr des Friedens‘ 1986 ergriff Papst Johannes Paul II. die Initiative zu einem in der Geschichte der Religionen erstmaligem Treffen. Er lud Repräsentanten der Kirchen, kirchlichen Gemeinschaften und Weltreligionen für den 27. Oktober 1986 nach Assisi ein, um für den Frieden zu beten. Die Zusammenkunft sollte einen ausschließlich religiösen Charakter haben und vom Gebet, vom Fasten und von der Wallfahrt gekennzeichnet sein. Die Religionen waren mit ihren Repräsentanten zusammen, um zu beten. Diese wollten nicht ‚zusammen beten‘, d. h. sie sprachen nicht ein gemeinsames Gebet, sondern waren zugegen, während die anderen beteten, und beteten, während die anderen zugegen waren. So bekundeten sie ihre Achtung für das Gebet der anderen und boten ein Zeugnis ihres jeweiligen Glaubens. Der Weltgebetstag hatte drei Teile. Am Morgen des Weltgebetstags empfing der Papst die Frauen und Männer der vertretenen Religionen an der Tür der Basilika ‚Heilige Maria der Engel‘ und sprach in der Basilika nach einem Chorgesang ein Grußwort. Im zweiten Teil folgten an verschiedenen Stätten von Assisi die getrennten Gebete der einzelnen Religionsgemeinschaften, umrahmt mit Lesungen und Schweigezeiten. Bei der Versammlung am Nachmittag auf dem Platz vor der Franziskus-Basilika, dem dritten Teil, sprachen die Vertreter/innen jeder Religion ein Gebet, dem alle übrigen in Stille beiwohnten. Das jüdische Gebet um Frieden sprach der Oberrabbiner von Rom, Elio Toaff. Die Ansprache zum Abschluss des Tages hielt Johannes Paul II.“<sup>5</sup>

Vor kurzem hat der Papst zum zweiten Mal die Initiative zu einem Welttag des Gebets für

---

<sup>4</sup> H. H. HENRIX, W. KRAUS (Hg.), Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1986-2000, Paderborn, Gütersloh 2001, 974; vgl. auch in diesem Band S. 113-115.

<sup>5</sup> HENRIX/KRAUS, Die Kirchen und das Judentum, 4.

den Frieden ergriffen. Unter den Augen der Weltöffentlichkeit verpflichteten sich die Vertreter der Religionsgemeinschaften am 24. Januar 2002 in Assisi in zehn Punkten, „auf der großen Baustelle des Friedens zu arbeiten“. Neben der Bereitschaft zur Selbstkorrektur und der Aufforderung, sich „gegenseitig die Irrtümer und Vorurteile in Vergangenheit und Gegenwart zu verzeihen“<sup>6</sup>, kamen sie auch in der Auffassung überein: Friede und Gerechtigkeit sind nicht voneinander zu trennen – eine Überzeugung, die im gegenwärtigen Papst einen der engagiertesten Verfechter hat. „Vielerorts, von Pakistan über die Philippinen bis Indonesien, von Tunesien bis Togo, Argentinien und Brasilien griffen Katholiken meist mit dem Segen der jeweiligen Bischofskonferenzen die Initiative auf und veranstalteten zeitgleich interreligiöse Begegnungen, hielten Gebetswachen, Wallfahrten oder Fasttage für den Frieden.“<sup>7</sup> So ist diese Form des gemeinsamen Gebets der Religionen um Gerechtigkeit und Frieden zum Modell geworden. Meist auf Initiative von Sant’ Egidio, einer jungen geistlichen Gemeinschaft aus Rom, fanden in der gleichen Art große Gebetstreffen mit Beteiligung hochrangiger Religionsvertreter in verschiedenen Krisenherden der Welt statt, beispielsweise mit Repräsentanten der Katholiken, der Orthodoxen und Muslime während des Jugoslawienkrieges.

Die Formel von Assisi „Zusammenkommen, um zu beten“ basiert jedoch auf einer anspruchsvollen Voraussetzung: dem glaubwürdigen Bekenntnis zur Religion als Friedensstifterin und der klaren Absage an jegliche Gewalt im Namen der Religion unter allen Beteiligten. Wo diese unverzichtbare Bedingung nicht gegeben ist, wäre nicht nur jede Gebetsversammlung, sondern auch jeder Dialog unmöglich. Dann bleibt vorerst nur Raum für politische Verhandlungen, um Schlimmeres zu verhüten. Die Formel „Zusammenkommen zum gemeinsamen Gebet“ wäre hingegen verfehlt gewesen. Denn wie sollen unterschiedliche Religionen miteinander beten, da sie sich nicht einmal auf eine gemeinsame Anrede Gottes hätten verständigen können! Weltweit ist in allen Religionen das „Modell Assisi“ auf Zustimmung und Nachahmung gestoßen – abgesehen nur von fundamentalistischen Gruppen, die jede andere Form der Gottesverehrung als die eigene für verfehlt halten.

### **Christlich-Jüdische Gemeinschaftsfeiern**

Das historische Ereignis wachsender Gemeinschaft zwischen Juden und Christen führte zur Entwicklung zahlreicher Ausdrucksformen: intensives Studium der Hebräischen Bibel aus jüdischer Sicht, Kennenlernen der unterschiedlichen Traditionen, verstärkte Solidarität in Anliegen des christlich-jüdischen Verhältnisses und gemeinsamer Einsatz für gesellschaftspolitische Aufgaben wie Frieden und Gerechtigkeit.

Eine andere, nicht ganz unproblematische Ausdrucksform sind die *Feiern* versöhnter Gemeinschaft, die im Spannungsfeld unüberbrückbarer Gegensätze doch das Gemeinsame festlich begehen. Ziel dieser Gemeinschaftsfeiern ist die Erfahrung der Teilnehmer, dass Gegensätze nicht Feindschaft zur Folge haben müssen, sondern eine friedliche Koexistenz erlauben, ja nach ihr verlangen. Solche Feiern der Gemeinschaft zwischen Juden und Christen, die derselben Wurzel entstammen und dieselbe Hoffnung auf die Erlösung der Welt teilen, wollen die wesentlich gewordene religiöse Dimension des gegenwärtigen Verhältnisses zwischen einer wachsenden Zahl von Christen und Juden

<sup>6</sup> A. FOITZIK, Friedensstifter Religion: Herder Korrespondenz 56 (2002) 111.

<sup>7</sup> Ebd., 109.

angemessen zum Ausdruck bringen. Trennendes soll dabei nicht zugedeckt werden, Gemeinsames kann aber für die Aufgaben der Zukunft motivieren und zusammenschweißen.

Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeiern haben eine Jahrzehnte lange Tradition seit dem Ökumenischen Pfingsttreffen in Augsburg 1971, sowohl auf Katholikentagen wie lange Zeit auch auf Evangelischen Kirchentagen und bei vielen anderen Gelegenheiten. Sie finden bei den christlichen Teilnehmern und Teilnehmerinnen eine außerordentlich starke Resonanz, während jüdische Gemeinden sich meist zurückhaltend verhalten. Wer sie nicht akzeptierte, hat selbst nicht teilgenommen, ohne anderen die Berechtigung abzusprechen. So wollte beispielsweise der Mainzer Rabbiner auf dem Katholikentag von 1998 nicht an einer solchen Feier mitwirken, war aber gerne bereit, Christen in die jüdische Liturgie einzuführen. Aufgrund der guten Erfahrungen hat der Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken ohne Gegenstimme den Beschluss gefasst, die bewährte Tradition solle fortgeschrieben werden, und deshalb eine christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier für den Berliner Kirchentag 2003 nachdrücklich befürwortet. Jedoch aufgrund des Einspruchs der Vertreter des Evangelischen Kirchentages orientierte man sich in Berlin schließlich am Modell Assisi.

Beim gemeinsamen Beten von Juden und Christen stellen sich drei Fragen: In welchem Umfeld kann gemeinsam gebetet werden, mit welchen Gebetsaussagen und mit welcher Bedeutung ist diese Handlung belegt?

Jakob J. Petuchowski hat immer wieder darauf hingewiesen, dass Jüdisches Gebet von seinem Charakter her *Pflichtgebet* ist. Zu den Gebetszeiten erfüllt der Jude bzw. die Jüdin die Pflicht einer Opferhandlung des Herzens gegenüber Gott. Dafür gibt es klare Rahmenbedingungen und Formanforderungen. Gleiches gilt für die christliche Liturgie. Im Unterschied zu Formen der Volksfrömmigkeit wie Andachten und Wallfahrten gebührt der Liturgie der Rang, „das Gebet der Kirche“ zu sein. Deshalb liegt die Zuständigkeit für die Genehmigung der liturgischen Bücher, Rollen und Vorschriften in der katholischen Kirche allein bei den kirchlichen Autoritäten.

Jüdischer Gottesdienst ist also mehr als freie geistige Bezugnahme auf Gott als unserem Gegenüber in einem meditativen Kontext. Er ist die theologische „Verstofflichung“ unserer besonderen Beziehung zu Gott, dem *Schöpfer*, der mit dem Jüdischen Volk den *Bund* geschlossen hat und mit unseren *Erzvätern und Erzmüttern* begonnen hat, einen Weg zu gehen, auf dem wir Gott als *Erretter* wahrgenommen haben. Daher ist der jüdische Gottesdienst im Sinn des geregelten Pflichtgebetes kein primär geeigneter Ort des interreligiösen kreativen Nachdenkens über den Einen Gott, den wir als uns gemeinsam begreifen. Wohl aber gibt es Gebetstexte, die gemeinsame Glaubenserfahrungen, Traditionen und Hoffnungen formulieren. Wenn Christen jüdische Texte übernehmen, ist dies entweder ein Schöpfen aus der gemeinsamen Quelle israelitischen Traditionsgutes oder aber das christliche Entdecken, dass jüdische Gebetsaussagen etwas formulieren, was Christen ebenso empfinden. Aber bei jüdischen Texten kann sich auch deutlich das *Empfinden der Distanz* einstellen, z.B. bei Aussagen zur Anthropologie, bei Bundesaussagen zu Erwählung und Berufung Israels oder – in orthodoxen Gebetbüchern – bei Formeln, die Andersgläubige dezidiert ausschließen.

Deshalb ist es bedeutungsvoll, zwischen der Freude an den Gemeinsamkeiten und dem praktischen Vollzug gemeinsamer gottesdienstlicher Handlungen zu unterscheiden. Das dient nicht zuletzt der Identitätswahrung beider Religionen, die zu Gerechtigkeit bzw. Rechtfertigung, Gnade und Erlösung unterschiedliche Auffassungen vertreten.

### **Ausblick**

Der Austausch zwischen Juden und Christen über Praxis und Verständnis liturgischer Feiern ist erfreulich spannend und vielfältig geworden. Enthusiastisches Aufeinanderzugehen kann manchmal in die Vereinnahmung münden. Andererseits kann die Betonung der vorhandenen Distanzen auch die geschichtliche Erinnerung verdecken: dass Juden und Christen eine gemeinsame Basis haben, aber einen langen Weg hinter sich haben, der voneinander weg und aneinander vorbei führte. Doch seit mehreren Jahrzehnten ist das Verständnis gewachsen, dass Juden und Christen einen Weg verfolgen, der in die gleiche Richtung führt. Sich heute gegenseitig zu besuchen und auch gelegentlich gemeinsam zu feiern, ist ein wichtiges Merkmal religiös-spirituelle Nachbarschaft. Jede Beziehung der Nachbarschaft braucht Beziehung und Distanz im rechten Lot, damit sich ein herzliches Miteinander entwickeln kann. Das gilt auch für das weite Feld liturgischer Handlungen